

# Kulturgut

China ist nicht so recht zu fassen. 1,3 Milliarden Einwohner, fünf Mal so viele wie in den flächenmäßig vergleichbaren USA. Erst 3500 Jahre Hochkultur, dann Mao Tse-tungs Kulturrevolution, jetzt Exportmaschine, Königreich der Graueporte und Schattenindustrien. Bilder und Fakten kennt man. Der Text dazu, zum einstimmigen Mitsingen: Würden alle Chinesen gleichzeitig von einem ein Meter hohen Tisch springen, so würde das in Amerika Erdbeben verursachen, bei denen ganze Städte in Schutt und Asche versinken. Das Remake davon (ohne Copyright, auch *made in the west*), auch zum Mitsingen, liest sich im Karaoke-Kanon westlicher Wahrnehmung so: Der Globalisierungs-Player China könnte Wall Street und andere Börsen und Märkte ver-



## Die Lust am Lärm

**Rock gegen den neuen Turbokapitalismus: Der Dokumentarfilm „Beijing Bubbles“ beleuchtet die chinesische Gegenkultur**

senken... Abseits von düsteren Vorhersagen in Massenmedien, plus in der „Süddeutschen Zeitung“ gelegentlich ein Kniefall vor der Megalopolis Shanghai, bleibt festzuhalten, dass viele Chinesen gar keinen ein Meter hohen Tisch besitzen.

Einen vollkommen anderen Blick auf Teilaspekte im Reich der Mitte gibt nun „Beijing Bubbles“: Zwei Filmemacher nahmen eine Kamera, trafen eine Band, sprachen und lauschten, trafen deren Fans – und entdeckten so eine Szene, die in ihrer wilden und naiven und epigonenhaften und originellen Vielfalt ein ganz anderes China offenbart. „Der Anstoß“, so Su-

sanne Messmer, „kam bei uns von so einem Medieninteresse: Ich bin ja Journalistin, war Redakteurin bei der ‚taz‘, und ich las immer diese ‚Spiegel‘-Aufmacher über ‚Die gelbe Gefahr‘, der Kommunismus wird uns überrollen und so weiter. Immer mit Fotos von diesen Büroleuten in ihren Büros, und alles immer gleichförmig. Statt blauen Mao-Uniformen jetzt graue Büro-Uniformen. Kein Individualismus und so weiter. Ich hatte mich viel mit chinesischem Film

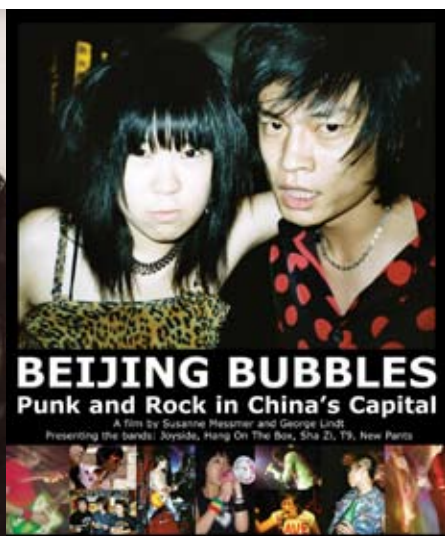
**Filmemacher George Lindt und Susanne Messmer, Filmplakat: wider die medialen China-Klischees**



befasst und dachte, das kann doch nicht alles sein. Deswegen China. Ich hatte das Gefühl, was hier vorherrscht, ist ein Klischee. Ein sehr exotisches Klischee. So was kommt ja auch gut an, einfach seiner Fremdheit wegen: ein Land, in dem

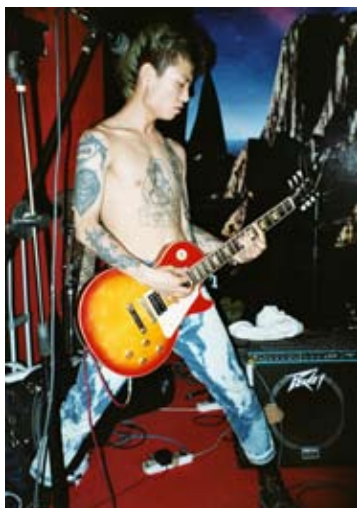
es keinen Individualismus gibt: Hu, wie gruselig! Medial läuft so was wunderbar.“

Messmer und der als Filmer bereits erfahrenere George Lindt nahmen sich also eine Kamera und drehten nach dem Dominanzprinzip: folgten dem einen



in die Wohnung, anderen zum Konzert, zur Mutter, Meditation usw. Statt offizieller Filmförderung also Dispo-Filmkredit. Statt Drehgenehmigung: mit versteckter Kamera oder getarnt als Tourist. „Mit unserem Equipment waren wir auf dem Platz des Himmlischen Friedens echt total die Modernisierungsverlierer: Die chinesischen Touristen hatten alle die neuesten High-Density-Kameras.“

Durch diese Herangehensweise, den Zoom auf subkulturelle Nischen gerichtet, haben sie eine Kultur weitab jeder Mitte eingefangen. Sie zeigen Musiker, die teilweise mit Eltern in hinterste Provinzen verbannt worden waren – und die sich nun, zurück in Peking, weigern, am Turbokapitalismus teilzunehmen. Außenseiter, die von ihrem Leben mehr wollen als Karriere und Geld; die sich



entschieden haben gegen Aufstieg, für Ausstieg. „Aus der offiziellen Perspektive sind die nicht gefährlich“, beurteilen die Filmemacher Statements über Inneres Exil, Lust am Lärm, Suche nach Stille, Vorlieben für Culture Club und The Smiths. „Doch wenn jemand sagt, Arbeiten ist scheiße, Bildung ist blöd, ich hab keine Lust zu studieren, auch nicht die Chance dazu, dann ist das für in der Kulturrevolution aufgewachsene Leute der absolute Wahnsinn. Dass jemand freiwillig sagt, er will nicht studieren, ich will für meine Miete schnorren gehen, ich will nur singen und trinken und ficken: Das ist aus dortiger Sicht unfassbar.“

So gelingt es dem Film, aus zwei Paradoxien – das Unfassbare aus unserer und aus deren Sicht – zu einem aufregenden Gesamtbild zu verschmelzen. Die Nähte, wo das zusammengeführt wird, bleiben grob und rau. Punk sei Dank. Doch so

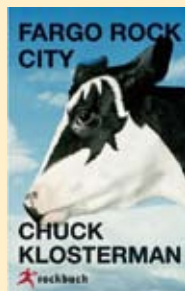
griffig „Punk in Peking“ klingen würde, so schrill das Plakat mit Joyside-Sänger und Freundin auch ist: Der Film „Beijing Bubbles“ (Untertitel: „Punk und Rock in Chinas Hauptstadt“) hat zwar Look und Feel des DIY-Verfahrens, Filmer und Bands eint das Feeling von Aufbruch und No Budget, doch musikalisch sind die fünf porträtierten Bands nicht unter einen Hut zu bringen. Optisch machen Joyside am meisten her, ein Tränen-Bastard, Zwitter aus New York Dolls-Garderobe, Iggy Pop und Dee Dee Ramones Jeans, verquirlt mit Jim Morrison und Bukowskis Nihilismus (erstes Album: „Drunk Is Beautiful“); eigener die Girl-Band Hang On The Box, deren Schicksal so sehr an ihrer starken Frontfrau hängt („Auf die Bühne pinkeln: mache ich nicht mehr... Was Peaches macht, finde ich echt cool“), dass das Line-up seit Drehende einige Mutationen durchlaufen hat; New Pants so eine Art New Kids On A Green Day; Sha Zi in ihrem Crossover vergleichbar mit den besten Acts in Fatih Akins „Crossing The Bridge“; und, heimliches Highlight, T9: eine mit Grunge und RATM gestartete Band, deren Leader sich seiner mongolischen Wurzeln besinnt und nun statt auf Englisch mit Obertongesang auch mehrstimmig und mit geschlossenem Mund singt!

„Beijing Bubbles“ ist ein schriller Film über eine vor Leben pochende und blubbernde Szene. Reaktionen darauf waren auf Film-Festivals unterschiedlich: „In New York wurde unheimlich viel gelacht. Am Spektakulärsten waren neben der Vorführung im MoMA die in Thessaloniki: Zwei Shows mit 350 Besuchern, viele Punks, von denen wir danach in Beschlag genommen, fast gekidnappt wurden... Damit wir mal was über sie machen! Das war wild. Da haben die Leute also auch noch mitten im Kino Plakate geklaut... Ganz anders Israel, wo wir lange Gespräche bis in die Morgenstunden führten, und Hamburg: Da war das Publikum so ernst wie nirgendwo sonst.“ Vielleicht hätte man denen das am Ende des Films zu erkennende Konzertplakat Joysides präsentieren sollen: „We don't have the fashion you are hunting for. We only want your cash.“

MATTHIAS PENZEL

## PRINT-POP von Frank Schäfer

„**Fargo Rock City**“ (Rockbuch, 8,90 Euro) von Chuck Klosterman gibt es endlich auch auf Deutsch: eine schön unsystematische, charmant plaudernde, fulminante Apologie des Hair-Metal der 80er Jahre. Und natürlich ist das alles autobiografisch fundiert. Klosterman wächst auf in



Wyndmere, North Dakota, einem öden 500-Seelen-Dorf, aber irgendwann bringt sein Bruder Mötley Crüe „Shout At The Devil“ nach Hause auf die Farm, und er ist gerettet, hat sein ganz persönliches „Sgt. Pepper's“-Erlebnis, das ihn eine ganze Dekade lang nicht mehr

– ach, eigentlich nie mehr richtig – von dieser nichtssagenden, stumpfen, klischeesatten, einfach umwerfenden Räuber-Musik loskommen lässt. Der Autor besitzt eine Souveränität, die man nicht durch Recherche erreichen kann. Er hat das Material einfach intus, schüttelt Textzeilen, Songs, Platten und Videos aus dem Ärmel, wie es seine Argumentation verlangt. Und die ist ebenso schlicht wie schlagend: Glam-Metal war wichtig, nicht etwa weil er ästhetisch besonders belangvoll gewesen wäre, sondern einfach weil er die Popmusik war, die sich in jenen Jahren am besten verkauft hat. Die vielen Millionen Hörer haben Cock-Rock zu etwas Wichtigem gemacht. Hier offenbart sich einmal mehr Klostermans urdemokratischer, anti-elitärer Generalbass: Der Musiker macht nur Musik, erst der Hörer schafft die Bedeutung; und erst indem die Masse der Hörer einem Produkt zu Popularität verhilft, verleiht sie ihm symptomatische Bedeutung, sagt dieses Produkt also wirklich etwas aus über seine Zeit. Klosterman nennt viele gute Gründe, warum sich Hair-Metal auf breiter Front etablieren konnte, vor allem aber zeigt er, dass man ihn als Heranwachsender, noch dazu auf dem Land, einfach lieben musste. Recht hat er! ★ ★ ★ ★

„**Dieses Buch wird Ihr Leben retten**“ (Kiepenheuer & Witsch, 22,90 Euro) verspricht A.M. Homes.



Richard Novak, der als Broker ein kleines Vermögen gemacht und sich nun ganz in sein Gehäus zurückgezogen hat, um seinem Kapital beim Fließen zuzusehen, bricht zusammen und wird mit unerträglichen Herzschmerzen in die Notaufnahme gefahren. Die Ärzte finden nichts, trotzdem fühlt er sich am Ende. Ist er auch. Er lebt von Frau und Kind getrennt, verlässt die Wohnung nicht mehr, hat keine

Freunde, lebt das zur Karikatur überformte Leben eines reichen, vereinsamten amerikanischen Großstädtlers, wie man es schon gelegentlich in zivilisationskritischen US-Romanen beschrieben bekam, so ähnlich etwa in Don DeLillos „Cosmopolis“. Und der „American Psycho“ Bateman war ja auch so einer, aber der hatte immerhin seinen Spaß. Novak ist dessen sanfter, humanistischer Gegenspieler, einer, der sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zieht und langsam wieder von seiner Villa in den Hügeln L.A.s hinunter findet in die Stadt, ins Leben. Homes erzählt Novaks kleine All-

tagserlebnisse angemessen effektiv und spannungsreich, nur Symbole und Leitmotive setzt sie stets ein bisschen zu aufdringlich. Noch ärgerlicher sind ein paar Schlampigkeiten. So erinnert sich Novak, wie er in den ersten Wochen nach der Trennung die Nanny ausfragt, wie es bei seinem Sohn mit der Schule laufe, und dabei schläft der Junge nebenan im Kinderwagen. ★ ★ 1/2

„**Breites Wissen**“ (Eichborn Berlin, 14,90 Euro)

von Ingo Nierman und Adriano Sack ist eins dieser zurzeit ziemlich gängigen Derivate von „Schotts Sammelsurium“, das sich auf die „seltsame Welt der Drogen und ihrer Nutzer“ kapriziert. Man bekommt hier etwa einen



knizis kommentierten Drogenkatalog Hitlers geboten, erfährt viel über die Reaktionsweisen von Tieren auf Acid (Spinnen auf dem Trip etwa weben ihre Netze „in sonst unerreichter Perfektion“), wird über die Drogen in der DDR informiert (u.a. Spee – ein

Waschmittel! – mit Cola) und natürlich über die schönsten Drogen-Filme, -Bücher, -Legenden usw. Einiges ist bekannt, aber auch dort, wo man sich halbwegs auszukennen meint, wissen die beiden immer noch ein, zwei ausgefallene Beispiele zu nennen. Das spricht für das Buch, ebenso das „trippy“ Layout. Sein Manko ist eins des ganzen Genres: Wenn es wirklich interessant wird, kommt schon die nächste Liste. ★ ★ ★

„**Elf Arten der Einsamkeit**“ (Deutsche Ver-

lags-Anstalt, 19,90 Euro) von Richard Yates (1926-1992) ist schon vom letzten Jahr (im Original von 1962), muss aber noch Erwähnung finden dürfen, weil man hier einen Erzähler realistischer Kurzprosa entdecken kann, der auf dem Regalbrett neben Hemingway und Carver seinen verdienten Platz hat. Yates baut seine Geschichten virtuos, zugleich beherrscht er die Ökonomie sprachlicher Mittel. Er ist knizis, immer sachgemäß, egal in welchem Milieu er sich gerade bewegt, und wenn er mal eine Metapher gebraucht, dann ist die nicht literarischer Selbstzweck, sondern erhellt ein Phänomen auf eine Weise, als würde er uns ein

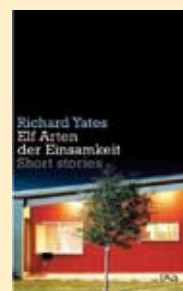


Foto vorhalten. Seine Figuren sind einsam, ungeliebt und mitunter auch durchaus unsympathisch, aber es steckt etwas ungeheuer Trostreiches darin, wie er sich ihrer Schicksale annimmt. Er ist teilnahmsvoll und aufrichtig, beschreibt ihre Fehler in voller Lebensgröße, mit beinahe kriminalistischer Genau-

igkeit, aber mit einem schnellen Perspektivenwechsel lässt er ihre Position beinahe verständlich oder doch zumindest folgerichtig erscheinen. Wie er etwa einen humorlosen, sinnlos harten Armee-Schleifer zunächst zu entlarven scheint, um dann – durch die Augen seines dem Drill ausgesetzten Ich-Erzählers – so etwas wie Verständnis für dessen Ideal des „Soldatischen“ aufzubringen, das ist ein Lehrstück in Humanität. Und zugleich das Beste, was man über die Funktionsweise des Soziotops Armeelernen kann. ★ ★ ★ ★